Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 29

Artikel: Der Sohn des grossen Korsen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645011

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

doch werden sehr viele genötigt, auswärts ihr Brot zu suchen. Der Boden langt nicht für alle und außer der von der Mode abhängigen Holzschnitzlerei hat keine größere Industrie Platz gewonnen. In aller Welt sind Brienzer, und die meisten finden durch Anstelligkeit ihr Auskommen in den verschiedensten Berufen. Aber auch bei äußerem Wohlergehen vermissen sie die alte Heimat; Besuche und Briefe aus der Fremde sprechen laut davon. „Mir fehlt der See", heißt es oft. Aber es ist nicht der See allein, den sie vermissen; es ist der Mutterlaut der alten Sprache und die Seele einer Landschaft, die so lieb ist zu ihren Kindern und sie doch hart in die Fremde treibt, weil daheim nur die Berge, nicht aber die Menschen steinreich sind. F. B.

Meereswellen.

„Bist du auch so trunken von Licht?" fragte die zweite Welle die erste, die ihren Strahlenschaum hoch, in sprühenden, glitzernden Zacken, in tausend und abertausend wehenden, milchweißen Tropfen der Sonne entgegenhob. „Bist du auch so trunken von Licht?" jauchzte sie, rauschte sie.

Bevor indessen die erste Welle Antwort geben konnte, hatte deren herrliche funkelnde Schaumkrone schon das Ufer erreicht, zerteilte sich, breitete sich in gleißenden Perlschnüren aus über den goldenen Sand, als möchte sie sich in letzter sehnsüchtiger Umarmung an ihn klammern, ihn festhalten, als könne sie das tiefklare Himmelslicht nicht lassen. Doch trotz ihrem Widerstreben wurde sie aufgesogen vom Sand, der das letzte Schaumperlchen der strahlenden Wellenkrone lautlos und unablässig in sich hineintrank. Einen Augenblick später zerteilte die rauschende, lichttrunkene, fragende zweite Welle desgleichen ihre selige Schönheit zerschäumend und zerfließend am Ufer, leise verschwindend im Sand wie ihre vorangegangene Schwester.

Aber aus der unendlichen und ewigen Bewegung des Meeres emporwachsend, emporrauschend, hoben und reckten und dehnten immer neue Wellen ihre Schaumkronen der Sonne zu.

Und immer wieder fragte eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?"

Ach, alle Bewegung, alles Leben ist ein ewiges Emporsteigen, ein kurzes, atemberaubend seligendes Zittern und Beben in der Sonne, in der Schönheit, im blauen von Wundern durchwehten Tag, und ein ewiges Vergehen und Wiederversinken im Wesenlosen.

Und aus dem Wesenlosen steigt in verborgener, geheimnisreicher, ewiger Bewegung wie Meereswogen immer wieder das Neue empor.

Und immer wieder fragt eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?"

Johanna Siebel.

Der Sohn des großen Korsen.

Zum 100. Todestag des Herzogs von Reichstadt, 22. Juli 1932.

Am 22. Juli 1832 schloß zu Schönbrunn bei Wien im Alter von erst 21 Jahren der Sohn Napoleon I., der unglückliche „König von Rom", seine Augen. Ein Prinzenschicksal von erschütternder Tragik! Am 21. März 1811, morgens früh um fünf Uhr, verkündeten hundert Kanonenschüsse und die Glocken der Notre-Dame den Parisern die glückliche Geburt eines Thronerben, der auf den Namen Napoleon Franz Josef Karl getauft wurde. Ungeheuer war der Jubel, nicht nur in Frankreich, auch bei uns. Hören wir, wie man in der Schweiz die Kunde der Geburt des Königs von Rom, diesen Titel hatte Napoleon dem Kleinen in die Wiege gelegt, aufnahm. Am 23. März brachte Graf Talleyrand dem schweizerischen Bundesoberhaupt Grimm in Solothurn die Nachricht von der Niederkunft der Kaiserin Marie Luise. Sogleich donnerten die Kanonen und feierten das glückliche Familienereignis des „hochherzigen Vermittlers". Am 24. März war in der St. Ursuskirche zu Solothurn ein feierliches Hochamt, an welchem alle Amtspersonen teilnahmen. In Bern war schon am Abend zuvor ein Pariser Eilbote mit der Nachricht eingetroffen. Der Große Rat sandte eine Abordnung an die Gesandten von Frankreich und Oesterreich. Am 31. März predigte der Pfarrer Müslin im Münster, wie der Mann der Vorsehung, der unsere Heimat den Zerwürfnissen entrissen und die schweizerische Republik über acht Jahre mitten unter den größten Länderverheerungen mit besonderer Vorliebe in Ruhe und Frieden beschützt habe, dieselbe ihrem edlen Zwecke immer näher bringend, ihr fortdauernd Beweise seiner Gepflogenheit gebe. Er endete seine Predigt mit einem Gebet, Gott möchte das neugeborne Friedenspfand zum Wohle der Menschheit bewahren, daß er einst nach dem Vorbilde seines erhabenen Vaters die Biederkeit und Bundestreue des schweizerischen Volkes schützen und die zum Glück der Schweizer unentbehrliche Unabhängigkeit und die republikanische Verfassung behüten möge. Die Sänger und Sängerinnen der bernischen Musikgesellschaft sangen das Tedeum. Dann offerierte der Stadtrat dem diplomatischen Korps im Antikensaal ein Gastmahl. Am andern Tage wurde das Tedeum vor dem Hause des französischen Gesandten nochmals gesungen. Ein Fest auf der französischen Gesandtschaft, wie Bern noch keines gesehen, beschloß die Festlichkeiten. Tausende von Lampen erleuchteten den Erlacherhof und unter den durchscheinenden Gemälden erweckte besonders eines Aufsehen: Ein mit einer Glorie umgebenes Kind mit einem Oelzweig in der Hand darstellend und mit der Inschrift: „Es sichert das Heil des Universums!" In Aarau feierte man die Geburt in einem Nationalfest. Großratspräsident Friedrich sagte in seinem Toast, das erste Lächeln des Kindes in den Tuilerien habe den „Krieg entwaffnet", die Völker und Fürsten „in Liebe vereint". Die Herren des Waadtlandes befahlen ihren Predigern, in ihren Gebeten die Worte anzubringen: „Segne den erlauchten Kaisersohn, möge er reich werden an Gaben und Glück. Und wie er einst an den Schweizern stets eine getreue Nation haben wird, so mögen diese stets einen Freund und Schirmer ihrer Konstitution in ihm besitzen". In Basel deklamierte ein Ratsherr Verse. In Frauenfeld ging es ebenfalls hoch her. Ein Transparent zeigte Frankreichs Adler die Flügel über die 19 souveränen Stände der Eidgenossenschaft breiten und die Inschrift: „Napoleon Franz Karl Josef, die Hoffnung der Welt!" Nur Zürich unterließ besondere Veranstaltungen, habe aber hernach, sagt Oechsli, Gewissensbisse gehabt.

Und so ging es natürlich allenthalben in Europa. Nie ist die Geburt eines Kindes derart gefeiert worden, weder vorher, noch nachher. Umso tragischer mutet uns das Prinzenschicksal an. Vorerst fühlte sich Napoleon zwar glücklich, beschäftigte sich erstaunlich viel mit dem Kinde. Der Feldzug nach Rußland kam, die unglücklichen Schlachten in Deutschland schlossen sich an. Am 6. April 1814 dankte Napoleon zugunsten seines Sohnes ab. Marie Luise trennte sich von dem auf Elba verbannten Gatten. Sie schrieb ihrem Vater: „Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten, dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, das nicht verdient, eine so traurige Lage mit ihm zu teilen."

Am 23. April 1814 reiste Marie Luise mit dem kleinen „König von Rom" nach Wien. Alles, was französisch anmutete, wurde aus der Umgebung des Prinzen entfernt, der den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhielt. Der Kleine zeigte nach den übereinstimmenden Aussagen von Zeitgenossen einen lebhaften Geist. Seinen Vater vergaß er nicht. Einmal fragte er seinen Lehrer Foresti: „Ist mein teurer Vater, da er so viel Unheil angerichtet hat, ein Verbrecher?" Foresti antwortete taktvoll: „Nicht von uns hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen. Lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn!" Für den Soldatenberuf zeigte der junge Napoleon nicht nur ausgesprochenes

Interesse, sondern auch viel Verständnis. In Paris hatte man ihn übrigens nicht vergessen. Wäre er 1830, dem Rufe der Bonapartisten folgend, nach Frankreich geeilt, er wäre zum König gekrönt worden. Das wußte Metternich zu hintertreiben.

Der junge Napoleon wurde 1830 Major in einem Infanterieregiment, vier Monate später Oberstleutnant. Aber immer deutlicher prägte sich Lungentuberkulose aus. Ein Aufenthalt im warmen Italien hätte wahrscheinlich der Krankheit noch Einhalt geboten. Metternich wollte davon nichts wissen. Am 16. Januar 1832 befehligte der Prinz beim Leichenbegängnis des Generals von Siegenthal sein Regiment. Plötzlich versagte ihm seine Stimme. Die Lungenschwindsucht nahm einen akuten Charakter an. Am 23. Mai kam er nach Schönbrunn, in das Zimmer, in welchem Napoleon I. 1809 geschlafen hatte. Am 22. Juli 1832 starb er. Die lateinische Inschrift auf seinem Sarge lautet übersetzt: „Dem ewigen Gedächtnis des Josef Karl Franz, Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons, des Kaisers der Franzosen, und der Erzherzogin Maria Luise von Oesterreich, geboren zu Paris am 20. März 1811, in der Wiege mit dem Titel König von Rom begrüßt, in der Blüte des Alters, ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers, mit herrlicher Gestalt, mit edler Jugend im Antlitz, mit seltener Anmut der Sprache, erlag er dem schmerzlichen Tode im Kaiserschloß zu Schönbrunn bei Wien am 22. Juli 1832". Man munkelte, Metternich habe, um ihn los zu werden, ihn zu einem ausschweifenden Leben verführen lassen. Das stimmt nicht, der Jüngling war im Gegenteil ein Beispiel der Selbstbeherrschung. V.

Das vergilbte Brieflein.

Von Robert Scheurer.

Im Wonnemonat 1896 war's, als ich als zwanzigjähriger „Jüngling mit lockigem Haar" in ein Bureau nach Genf kam. Mein eigentliches Talent bestund zwar nicht in Schreibstubenarbeit, sondern in der Handhabung des Zeichenstiftes, weshalb mich schon mein Lehrer einmal scherzweise den „kleinen Raphael" genannt hatte.

So benutzte ich denn auch in meiner neuen Heimat die ziemlich spärliche Freizeit zum Konterfeien von hübschen Landschaftsszenerien, deren es ja in der Umgebung der Lémankapitale die Fülle gibt.

An einem wundervollen Sommersonntagsmorgen saß ich irgendwo am waldigen Felsenufer des Rhodanus und skizzierte einen unter mächtigen Nußbäumen halbverborgenen Herrensitz. Plötzlich erklang unmittelbar hinter meinem Rücken eine kecke, jugendliche weibliche Stimme: „Ah — ce n'est pas mal! Voilà un homme qui a du goût!" Und jetzt trat ein sehr hübsches, weißgekleidetes, kaum dem Backfischalter entwachsenes Mädchen neben mich und plauderte mit größter Unbefangenheit weiter: „Vous êtes peintre de profession, Monsieur?" Ich verneinte dies, und nun gerieten wir in ein fröhliches Gespräch, natürlich in dem klassischen, wohlklingenden, weichen Idiom der weiland „Isle de France", aus welchem resultierte, daß meine wie vom Himmel geschneite herzige, blondlockige „Gesellschafterin" ebenfalls gern und viel zeichnete und aquarellierte und überhaupt in diesem Fache sogar bei einem „professeur" — im französischen Sprachgebiet wird jede Lehrperson „professeur" genannt — der Stadt Unterricht genoß.

Plötzlich schwieg meine Bewunderin einen Moment und frug dann in tadellosem Hochdeutsch: „Sind Sie etwa Deutscher, mein Herr? Es scheint mir nämlich, Sie hätten nicht rein französischen Akzent!"

Ich gestand meine deutschschweizerische, speziell bescheidene Bernerabstammung zu — natürlich nun ebenfalls in der Sprache Schillers — und machte ihr gleichzeitig ein Kompliment betreffs ihrer fehlerlosen deutschen Aussprache und Betonung; ich hätte noch nie einen fremdsprachigen Menschen so akzent- und fehlerlos Deutsch reden hören.

„Ich bin aber auch eine Deutsche!" rief die niedliche Rhone-Nixe mit jugendlichem Impuls. „Ich wuchs allerdings hier, in dieser welschen Gegend auf und besuchte die städtischen Schulen. Bewohnen doch meine Eltern die Villa, die Sie da eben abzuzeichnen im Begriffe sind. Wir sprechen aber natürlich unter uns immer Deutsch. Französisch lernte ich überhaupt erst mit dem Beginn der Schulzeit. Und obendrein verbrachte ich dann noch zwei Jahre in einem süddeutschen Töchterinstitut, aus welchem ich vor etwa drei Monaten zurückkehrte. Ich drücke mich in beiden Sprachen — und zwar sowohl mündlich wie schriftlich — mit der gleichen Leichtigkeit aus. Uebrigens genoß ich in besagtem Institut auch Unterricht in Englisch und Italienisch."

„Aus welchem Teile Deutschlands stammen Sie denn?" wagte ich zu fragen.

„Aus Westphalen."

„So — aus Westphalen?" äußerte ich sinnend. Und fast unwillkürlich entglitten meinem Munde die Verse aus Wolfgang Müllers „Maikönigin":

„Eintönig ist's. Doch traumverloren
Denkt an das Land, wer dort geboren.
Ihm zuckt voll Rührung die Gebärde
Nach Land und Volk der roten Erde."

Verwundert fragte meine neugewonnene Freundin: „Ja — kennen Sie Westphalen?"

„Nein, ich war nie dort; ich habe nur viel darüber gelesen. War's doch die Heimat des heldenhaften Sachsenherzogs Widukind, der mit seinen westphälischen Recken 30 Jahre lang den übermächtigen Angriffen des Frankenkaisers Carolus Magnus trotzte! Ja, das „Land der roten Erde", wie es die Dichter um seines lehmigen Bodens willen nennen, könnte aber auch mit Fug und Recht der Ströme vergossenen Blutes wegen so genannt werden!"

„Wir hatten in der Geschichtsstunde auch davon. Ich selbst aber war noch nie in meiner engeren ursprünglichen Heimat und kenne sie deshalb nur aus Beschreibungen und vom Hörensagen ... Aber, was ich noch sagen wollte: Interessiert es Sie vielleicht, den Inhalt meiner Zeichen- und Aquarellmappe zu sehen?"

Natürlich bejahte ich dies, und das schöne Kind flügelte seiner nußbaumbeschirmten Heimat zu wie ein lichtes Sommervögelein. Bald war es wieder da, und ich genoß die Freude, die Erstlingswerke eines unverkennbaren künstlerischen Talentes bewundern zu dürfen. Ich machte denn aus meiner Meinung auch keinen Hehl, und die Sympathie für das liebliche, so kindlich aufrichtige Geschöpf steigerte sich noch um ein Bedeutendes.

Plötzlich duckte sich das Mädchen blitzschnell und riß ohne weiteres, mit typisch backfischhafter Nonchalance, auch mich von meinem Klappstühlchen ins Gras nieder. Völlig verblüfft starrte ich die mich in so unerwarteter Weise bodigende „Brünhilde en miniature" an. Aber schon zischelte mir das rosige Mündchen die gewünschte Erklärung ins Ohr: „Verhalten Sie sich ganz ruhig und schauen Sie dort durch die Zaunlücke! Eben schreitet der Abbé Fringaud mit meiner Mama durch den Hof. Der Abbé begleitet Mama fast jeden Sonntag nach der Messe bis zu uns. Und ich möchte natürlich nicht, daß mich der Abbé in Gesellschaft eines ihm unbekannten jungen Mannes sähe ... Sind Sie auch katholisch?"

Der Wahrheit gemäß mußte ich dies verneinen. Ach, wie gerne wäre ich um des reizenden und so liebenswürdigen zutraulichen Geschöpfes willen katholisch gewesen! Die Liebe überwindet ja bekanntlich alles ... Und doch nicht ganz alles, wie der Leser am Schluß der Erzählung sehen wird.

Das Mädchen schien meine stumme Verlegenheit zu fühlen, denn es sagte: „Aber das tut ja nichts zur Sache, daß Sie andern Glaubens sind! Sie gefallen mir sehr gut,